

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 41

Artikel: Fontana-Martina
Autor: Schenk, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648917>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fontana-Martina

Ein Idyll am Lago Verbano. Von Paul Schenk

Der Name allein hat mich angelockt. —

Fontana-Martina, das klingt so schön, so versprechend alt. Sind doch Siedlungen, die mit ihrem Namen an den Heiligen Martin erinnern, sehr alt, gehen oft in die Anfänge des Christentums zurück . . .

Ich hätte auch mit dem Postauto von Ascona aus nach Porto-Ronco fahren, dort die lange Granittreppe nehmen können, um nach dem Dörfchen Ronco zu gelangen. Aber das Auto ist bei den wenigen Kurven so überfüllt, daß ein Gedränge herrscht wie in einer Büchse mit portugiesischen Sardinen. So habe ich denn die billigste und schönste Möglichkeit gewählt und bin zu Fuß nach Losone gewandert, habe mich dort beim padrone Broggini in seinem Grotto unter den mächtigen Bäumen viel zu lange aufgehalten und mein Fahrgeld für das Auto gegen Rostrano und marinierte Fische eingetauscht. Dann bin ich durch den lichten Birkenwald geschlendert, durch den sich der Weg am Molino di Brumo nach Ronco zieht.

Ronco. — Es ist ein idyllisches Bergdorf, dessen Kirche vielleicht eine der schönsten gelegenen im Tessin ist. Von der Terrasse aus weitet sich der Blick nach Süden hin über die Inseln von Brissago nach Italien. Nordwärts breitet sich die Landschaft zum Auslauf des Maggiatales, zur Magadinoebene, in deren Dunst wir ganz hinten Bellinzona ahnen; auf das Maggiadelta, dem Mückenparadies, das trotz der dort hausenden Mückenlegionen von Badenigen und mondänen Jünglingen wimmelt . . .

In einer dunklen Handlung des Dorfes steht neben einem Gestell mit Hosenträgern ein Halter mit Ansichtskarten. —

Kartenschreiben ist die Ferienplage. Schade, daß man bei uns das Sprichwort nulla notizia — buona notizia, nicht kennt! Man erwartet also von mir Grüße aus dem Süden . . .

„Dove si trova la posta?“ —

„Tutto diritto, signore . . .“

Da ist ein hellblau getünchtes Haus, in dessen Mauer ein grüner Briefkasten eingelassen ist. — Für etwaige Analphabeten ist ein versiegelter Brief aufgemalt. — Durch einen bogenförmigen Eingang gelange ich in ein sonnenüberflutetes Höfchen. Neben der Mauer gegen die Gasse läuft ein zwei Meter breiter Schattenstreifen. Dort sitzt ein alter Mann: Il capo posta! Wie er mich die Treppe nehmen sieht, steht er auf, grüßt und trippelt in einen großen, hohen Raum. Ich gehe folgsam hinter ihm her.

Ein Regal mit Fächern steht in der Ecke. Dort drüben eine Dezimalwaage; drüben ein Tisch. In der Mitte des Raumes ein eben solcher mit Stempeln, Stempelfässern und Schreibzeug. Ein mannshohes Thermometer mit verblichener Skala hängt an einer Seitentür. An der offenstehenden Eingangstür mit dem eingebauten Schalter Nummer eins hängen die Höhezeichen des postino: Briefträgermütze und Brieftasche.

Unterdessen hat sich der Alte — er trägt übrigens keinen Kragen, jedoch eine Krawatte bloß um den Hals — an den Tisch in der Mitte hingesez, hat seine Brille auf die Nase geschoben, stützt seine braunen Hände auf der Tischkante auf, beguckt mich und fragt endlich nach meinem Begehr.

„Tre francobolli da cinque!“ (Ich schreibe aus den Ferien nie mehr als fünf Worte.)

„Subito . . .“

Aber den Schlüssel sollte man . . . Doch, da ist er! Der Tischkasten quietscht, die braunen Hände tasten in das dunkle Innere und befördern das bekannte schwarze Markenmagazin der eidgenössischen Postverwaltung ans Tageslicht. Die Hände klappen den Pappdeckel zurück, die Augen suchen durch die Brillengläser nach der Beigermarke, unter deren Deckel die grünen Dünnermarken in Bogen liegen. Ein Briefmarkensammler kön-

te die Marken kaum sorgfältiger von einander lösen, als dieser Posthalter.

„Ecco signore!“

Ein Zehner und ein Fünfer klingeln auf der Zahlplatte. Zwei grobe Finger haben Mühe, die kleinen Dinger zu erfassen. Doch rollen sie endlich in die Hand, die der Posthalter zwecks Kontrolle der Geldstücke nahe an seine Augen hält; und schließlich klingeln sie nochmals in dem für sie vorgesehenen Blechfach der Postkasse. — Wie nüchtern sind doch unsere Poststellen in der Stadt! Peinlich sauber sind sie, hell, geräumig. Die Beamten sind auch bei uns freundlich. — Aber die menschlich vertraute Atmosphäre dieser kleinen Post ist bei uns nirgendswo einzutreffen . . .

„Welche Straße muß ich nehmen, um nach Fontana-Martina zu gelangen?“

„Subito . . .“

Das Markenbuch verschwindet in der Schublade; diese wird zugestochen, der Schlüssel umgedreht, herausgezogen und in der Westentasche versorgt. Dann begibt sich der Herr Posthalter wieder auf seine Terrasse, weist über die Mauer nach der engen Gasse hinunter:

„Sie gehen durch diese Gasse. Dort vorne biegen Sie unter dem Gang durch und dann alles tutto diritto . . . Geben Sie einen Besuch machen?“

„Nein!“

„Aber in Fontana-Martina sehen Sie nur zerfallene Häuser, von denen einige notdürftig bewohnt werden können!“

„Es sollen dort auch ganz nette Landhäuser sein!“

„Ja, die neuen Häuser der signori aus dem Norden schon. Das alte Dorf aber hat seine Zeit gehabt!“

„Weshalb ist es denn verlassen?“

„Früher waren die Leute da vorne auch signori. Weinbauern waren die meisten von ihnen. Der ganze Weg von Ronco bis weit über Fontana-Martina hinaus, ja fast bis Brissago, war einst ein Rebberg. Sie sehen das noch an der terrassenförmigen Gliederung des Hangs. Der Wein wurde damals zum größten Teil nach Italien ausgeführt. — Das tönt sonderbar, nicht wahr? — Und wie der Wein, so sind auch die signori einer nach dem andern nach dem Süden, in die Toscana ausgewandert. Etliche von ihnen gingen sogar nach Amerika. Wenn Sie ein Stück Land kaufen wollen, so können Sie erleben, daß dieses Stück von einer Erbschaft her drei oder vier gemeinsame Eigentümer hat, von denen der eine im Norden wohnt, der andere in Sieci bei Florenz und der dritte in den Staaten!“

„Ist denn nie einer zurückgekommen?“

„Oh, doch. Manch einer kam als reicher Mann wieder hieher und hat sich in Ronco seinen „palazzo“ gebaut. — Dann ist eine Familie nach der andern von Fontana-Martina nach Ronco umgezogen. Als die Rebkrankheiten kamen, wurde der Weinbau vernachlässigt. — Wissen Sie, daß die Ciseri aus Ronco stammen?“

„Der Schöpfer der depositione in der Madonna del Sasso ist doch auch ein Ciseri!“

„Ja, eben der Antonio. Den habe ich hier gesehen; der war der berühmteste von allen. Schon als Bebjähriger kam er nach Florenz und sollte wie sein Vater Dekorationsmaler werden. Bei Benvenuti und Bezzuoli hat er dann das Malen gelernt. Er war doch professore dell'academia und commendatore der italienischen Krone. Über 200 Portraits hat er gemalt. Sogar die Könige Vittorio Emanuele II und Umberto I ließen sich von ihm malen; so auch der Staatsmann Cavour . . .“

Jaja, dieser Antonio war ein berühmter und geachteter Mann. In Ronco ist es nun still, und stiller noch in Fontana-Martina. Sie werden es sehen! Es sieht aus wie ein altes Räuberfest, dieses verlassene Dorf. — Vor Jahren ist einer aus dem Norden gekommen, hat die Ruinen zum großen Teil gekauft, sie ein wenig zurecht gemacht; hat eine Druckerei, eine Weberei und Töpferei in einzelnen Häusern eingerichtet und wollte eine Siedlung von Künstlern gründen. Man sagt, er sei ein Kommunist gewesen", flüsterte mir der capo posta ins Ohr. „Er war aber im Grunde ein guter Mensch und ist von den andern Schmarotzern arg ausgenützt und übervorteilt worden. — Und heute ist alles wieder beim alten. Bis auf einige Häuser läuft man einstürzen, was zerfallen will. — Lei lo verrà!"

Ich danke und nehme von dem leutseligen capo posta von Ronco Abschied und schlendere durch die gepflasterte, enge Schattengasse unter dem Bogen durch nach Fontana-Martina.

Fontana-Martina. — Ein heißer Julitag gießt aus dem wolkenreinen Himmel ungehemmtes Licht über den Ruinenweiler. Aus dem dunklen Grün der Feigen und Kastanien heben sich blendend die weißen Mauern der Häuser und Trümmer ab. Bienen summen; Falter tummeln sich an wuchernden Schmetterlingsbäumen. Auf der Terrasse eines einstigen Hauses spielt eine Ragenmutter mit ihren Jungen. Wild wachsen mächtige Hortensienbüschle, deren Blütenkugeln in warmen Tönen aus dem Dunkel des Hintergrundes leuchten. Dort hinten drängen sich die Häuser noch ganz eng zusammen wie ehemals, als das Dorf noch ganz bewohnt war. Ein Gefühl von Müßigkeit befällt mich, wenn ich die kalt und feucht scheinenden Mauern im Schatten ansehe. Ein Gewirr von Treppen und improvisierten Geländern aus dünnen Baumästen überbrückt die durchgangähnliche Straße. Das sind die Häuser, die hell aus dem Walde aufleuchten, an denen gegen den See hin verwogene Holzbalkone kleben, die man nur mit Lebensgefahr betreten könnte, wenn man es nicht vorziehe, sich vorher anzuseilen. Da sollen also noch einige Räume bewohnbar sein.

Letztes Jahr war die Kirche mit Holz zum Trocknen angefüllt. Jetzt ist sie leer, öde und verlassen. Wo einst hohe Kirchenfenster waren, gähnen Maueröffnungen. Die Stuckgewölbe sind teilweise schon heruntergefallen, die Mauern feucht und modrig. — Wer weiß, vielleicht finde ich bald eine Holztafel mit der Aufschrift: „Vietato l'ingresso = Einsturzgefahr.“ — Oben im alten Dorfe lese ich eine verblichene Anschrift einer Taverne. — „Voce del Derserto.“ Hat sie nicht heute den treffenden Namen?

Es gibt ja genug Leute, die diese Gegend als „Wüste“ verleumden. Haben sie wohl den Kastanienwald nicht beachtet, der den ganzen Berghang bewächst? Ein einziger Kastanienwald mit edlen Kastanien reicht sich hier bis weit hinauf, fast bis zu den Alpen am Fuße des Monte Leone. In diesem Wald lebt es. Man hört neben den Geräuschen der Tiere die Holzhacker, die Nutz- und Brennholz gewinnen. Man hört das „Sing-säng“ einer Waldsäge, die dumpfen Hiebe einer schweren Axt, das Surren der Reisigwellen, die an steil angelegten, primitiven Seilbahnen zu Tal sausen, und die weithin vernehmbaren Warnrufe der Arbeiter, die unten die Reisigwellen schichten.

Durch den Wald säuselt ein sanfter Wind. Plötzlich tritt man in Lichtungen, auf Terrassen, die bebaut sind. Kartoffeln, Wein, Mais wachsen da und verraten schwieriger Menschenhände Arbeit. Aus dem wirren Durcheinander des Unterholzes steht man auf einmal inmitten eines herrlichen Gartenparadieses, in dem neben den Nutzpflanzen wohlgeordnet bunte Blumen das Auge erfreuen . . .

So erging es mir mit dem Hause da vorne, das lange nach dem Verlassen von Fontana-Martina gebaut worden ist. Ein gepflegter Buchgarten umgibt das stillose Häuschen. Das terrassenartige Gelände ist weit im Umkreis bebaut. Vor dem Hause führt eine lange Pergola in die schattigen Ecken des Gartens, während vorne an einem Sonnenplatz ein Steintisch zum be-

sinnlichen Schauen über den See hin einlädt. Oben am Wege traf ich eine Frau mit Unkraut beschäftigt. — Jaja, das Unkraut hier schießt ins Zeug! Und erst wenn es nach langer Trockenheit einmal Regen gibt. Unkraut, Unkraut! Selbst die herrlichsten Schmetterlingsbäume, die wuchernden Hortensiensträucher sind hier — Unkraut. Als ich an der Frau vorbei kam, grüßte ich:

„Buen giorno!“

Die Frau sah auf und lachte mir ein „Grüezech“ entgegen.
„Soso, o vo Bärn?“

„Ja. Es sy zwar scho meh als füszäh Jahr, daß mer hie wohne, u i ha no geng nid rächt italiänisch glehrt. Hie redt ja alles dutsch . . .“

Die Frau ist längst ins Haus zurückgegangen. Sie eilte herein, als man daraus das schrille Pfeifen eines Wasserkessels auf dem Kochherd hörte . . .

Um mich her raschelt es beständig. An lichtüberfluteten Mauern sonnen sich Eidechsen. Große und kleine Exemplare, die sich bei dem winzigsten Geräusch in das Buschwerk oder in Mauerrieten in Sicherheit bringen.

Da unten wächst ein Feigenbaum durch eine noch stehende Fensteröffnung . . . Der schmale Weg durch das Dorf windet sich an einer alten Bergkapelle vorbei. Ein verrostetes Eisengitter verrät die geschmackvolle Schlosserarbeit eines Tessiners. Verblichene Fresken sprechen von einem pittore, der neben der Flachmalerei auch eine künstlerische Hand hatte. In der naiven Urwüchsigkeit der Fresken spiegelt sich die demütige Ergebenheit des Tessiners vor Gott. Ein kühler Bergbach kommt zwischen Steinen rauschend daher. Von einer Sammelstelle läuft ein Teil des Wassers durch eine weite Röhre in einen Holzzyber, in dem farbige Wäschestücke schwimmen . . .

Weit schaue ich über die Wasser des Lago Verbano.

Unter mir träumen die Inseln von Brissago. In der Baufläche, welche eines der kleinen Eilande verunziert, soll bis vor kurzem ein „Schloßherr“ gewohnt haben, von dem in der Gegend die wunderlichsten Geschichten erzählt werden . . .

Am Morgen scheint das östliche Ufer unbewohnt. Wenn aber der Dunst sich hebt, wenn es Abend wird, dann tauchen drüben Dörfer, Weiler und Alpen auf. Der Bergzug gegenüber verliert seine einheitliche Fläche. Die Runen, Höcker und Wellungen treten hervor. Drüben liegen Bira, dicht am Wasser, Gera, dessen kubische Häuser in der Sonne weithin leuchten, darüber Ronco sopra Gera. — Ronco ist unser Rüti: gerodetes Land. — Da sonnen sich die Gäßchen von Ranzo und darüber liegt Sant' Abbondio mit der schönen Kirche. Und weiter wandert mein Blick nach Pino. Das liegt schon jenseits der Grenze. — Hier Frieden — dort Krieg! Und doch liegt die ganze Landschaft friedlich da, unter demselben blauen Himmel, von der nämlichen Sonne beschienen. Nur eine von Menschenhand gezogene Linie trennt hier Frieden und Krieg . . .

Nach links hinauf schaue ich in der Richtung Ronco nach Ascona. Die Häuser der Piazza spiegeln sich in gelben und roten Tönen im See, einer venezianischen Vision gleich.

Dort unten wohnen Maler, Bildhauer und andere Künstler neben solchen, die es gerne sein möchten und nie sein werden. Da hausen Schriftsteller, Lyriker und Dichter, die das herrliche Tessinerleben schildern; von Grotten, Österien und Künstlerklauen mit Mandolinenspiel träumen und von Gondelfahrten und Serenaden illustrierte Hefte vollschreiben . . .

Die alte Tessinerin, die in regelmäßigen Abständen hier vorbeigeht, kommt wieder das steile Wegstück hinauf. Das Alter hat Hände und Rücken der Hagern, kleinen Frau gekrümmt, so daß sie noch kleiner erscheint. Die Kleider sind ihr viel zu weit. Die Füße stehen in groben Lederschuhen. Am Rücken trägt sie einen Korb mit Mist auf einer der oberen Terrassen. Mit der einen Hand stützt sie sich auf einen Stock. In der andern trägt sie dürre Äste, die sie beim Gehen sammelt.

Als ich sie zum ersten Mal sah, bot ich ihr den guten Tag. Fremd schauten mich die lebhaften Augen unter dem verbliebenen Strohhut an, und die Erwiderung war ein unverständliches Murmeln. Ob sie da unten diese Alte wohl jemals gesehen haben? Sie weiß nichts von der „Stimmung“, nichts vom sorglosen Leben im Tessin. Unzählige Male ist sie schon mit dem gefüllten Korb hinaufgestiegen. Und so lange die Sonne am Himmel steht, wird sie nicht aufhören. Wenn der Tag um ist, dann

geht sie zur Kirche, unserem Herrgott für den geschenkten Tag zu danken, wird die polenta essen und müde ins Bett sinken. Für sie ist das Leben Arbeit, harte Arbeit, die mit zäher Ausdauer dem kargen Boden die einfache Nahrung abringt . . .

Ob sie wohl denkt, daß ich es gut habe, weil ich da auf einer abbröckelnden Mauer sitzen und weit ins Land schauen kann?

„Wettet dir öppre wüssse, was für Zyt das isch?“

Burglef uf dr „Länge Stäge“, wo d’Oberstadt u Unterstadt mittenand verbindet, isch einischt am ne schöne Namitag es Meitschi gstande mit zwöine blonde Züpfli u hälle Zugleni. Es het e groÙe, e grüütsli groÙe Chorb am Arm treit, wil es het wöue zum Beck a d’Mühligasch ha Brot reiche. Sie hei halt deheimer es chlyses Gschäftli gha u dert derby vil Brot bruucht, u ds Müeti het gäng e chli druuf ghalte, we müglech chli uf alli zverteile. De het es albe de gröÙere Chind ds Brotreiche-Amtli überlah. Zum Beck Müller a d’Mühligasch isch aber ou es niedersch vo ne gärn gange! Afe sy nes zwöi liebi, gueti Lüttli gsi dert unde u nie ischt eis z'lärem heicho. Gäng hei si öppis Guets parat gha, es Weggli oder es Güezi, es Schogolastängeli oder es Seckli suuri Täfeli oder süscht öppis Guets u Batter Müller het ne die schönste Öpfumütschi wytume bacht. Gwöhnlisch sy si de ds Chronehäldelei z’dürab, wil’s nächer gsi isch, aber es ungrads Mal hei si dr wyter, beläbter Wäg nid gschochen u hei sech ou Zyt gno derzue.

Ömu hüt schynt's däm Meitschi dert gar nüt z’pressiere! Warum steits ou gäng still u wott nid vo Fläc, blybt gäng uf em glyche Tritt chläbe? Es macht fascht Gattig es warti uf öpper. U was nisslet's ächt ou gäng a däm schwarze Schnüerli, wo nes ume Hals treit? Het's nid gar no nes Uhrli dra, het's grad i dr Hand? Ja gwüÙ! U lue, wie-n-es andächtig druuf abe liegt u de ume syri Zugli obsi u nidsi spaziere labt, gob niemer derthär chunnt! Was het's ächt ou eigstlig im Sinn?

Aber lue! Jez chunnt Läbe in ihns. Vo dr Meggergaß här chunnt e Trou dr Stäge zue, chunnt langsam Tritt für Tritt z’düruf, isch scho ganz nach vo däm Meitschi. Das het ere scho lang jedi Bewegig abgluegt u wo die Trou no näher chunnt, da liegt es se treuhärzig mit syne Zugli a u fragt se: „Wettet dir öppre gärn wüssse was für Zyt das isch?“ — Bi dere unverhoffte Kred geit es chlys Lächle über ds Gsicht vo dr Trou. „Eh, du guets Chind“ seit si zue-n-ibm, „wenn i wott wüssse, was für Zyt das isch, lue, da bruuche-n-i ja nume dr Chopf usz’ha, da seit ja d’Chilche mit em Zyt grad vor mer i dr ganze Gröhi! Da chan-igs ja grad fälder gsch.“ — Aber wo si du das entführliche Gsichtli gheft, fabrt si furt: „Aber es isch glych lieb vo dr, daß merch hesch wöue säge. Hesch du gwüÙ scho nes Uhrli! U was für nes schöns! U de grad no nes filberigs. Ja, isch de das aber dis? Bo wäm hesch es de übercho?“ — „Ja, wüssset dr“. seit da druuf ds Meitschi, „es isch drum mym Müeti sys. I ha drum bättlet u ghääret, bis es merch erlaubt het's einischt e chli z’frage. Numme jez grad, für ga Brot z’reiche. O, i ha scho Sorg derzue, i ha-n-ihm’s ja versproche. Heit nume nid Angscht, daß ig’s verbeie. I weiß, wie lieb es ihm isch! Aber wüssset dr, i ha drum jez so ne groÙe Freud dra, daß ig am liebsthe allne Lütt möchti säge, was für Zyt das isch!“ U dermit wirft's no ne leischtäe Blick uf ds Uhrli, stedt's i ds Gürktli, seit fründlig adie u springt i lange Säz mit syrn Chorb d’Stäge ab dr Mühligasch zue.

— Ja, so nes Uhrli, so nes Muetter-Uhrli! Was für ne Wält liegt doch da drinn! Nid nume für d’Chind, ou für die

groÙe Lütt. Ds glyche, silberige Uhrli het mer nämlech ds glyche Meitschi nach Jahre, nach vilne Jahre, zuegschickt, nachdäm d’Muetter, wo’s es Läbe lang treit het, die liebe, treuen Ouge für gäng zue ta het gha. — Schön u sorgfältig isch es upackt gsi — wie nes Heiligtum — u wie nes Heiligtum vo deheimen isch es zue mer cho, ds Muetter-Uhrli mit däm vierbletterige, silberige Chleeblettli, mit däm fyne, fyne Chränzli vo blauen u rote Blüemleni uf em Zwischenblatt. Ds Uhrli, wo d’Muetter es Läbe lang in Ehre gha het, i Freud u Leid, wo si mit kein guldige hätti möge vertuusche, wo si nes guets Wärchli het gha, wo me sech gäng het schönne druuf verlach wie uf d’Muetter fäller. Wie stolz bin ig albe gsi, wenn ig’s am ne bsungere groÙe Tag zur Tracht ha dörfe trage! — I ha dä Momänt nie vergässe, wo nes ume zue mer cho ischt, aber nümme diräkt us dr Muetterhand-wil mer sche für gäng verlore hei. — Briegget ha-n-i, bitterlich briegget, u dene Träne verschämeti ig mi nie.

U d’Schwöschter het mer derzue gschriben, äs schick mer da Müettis Uhrli, aber i bruuchi’s de nümme ume z’schike. Ds wüssi, daß es ganz im Sinn vo dr Muetter figi, wenn ig’s tüei bhalte. I figi ja ds Einzige vo ne, wo d’Tracht tüei tragen u ds Müetti heig gäng Freud gha, wenn i sys Uhrli derzue treit heig. I föllis ou wytersch so machen u es figi mir zytläbens es Adän-ten a üsi liebi, verstorbeni u gueti Muetter. I föll’s gäng in Ehre ha.

Ds leischtäe z’säge, wär allwäg chuum nötig gsi. Ds Uhrli vo dr Muetter isch mer wäger ds Liebschte vo dr Tracht. U i hoffe nume, i dörfsi’s no rächt lang tragen u no rächt lang gspübre, daß Alls, aber ou Alls, wo eim irgendwie mit dr Muetter verbindet ou übers Grab us eim d’Muettternächi fliehle laht. Wil me äbe e Muetter — u e settigi Muetter wie mir bei dörfe ha — nie, nie im Läbe ha vergässe!

C. M. Tanner-Aeschlimann.

Auflösung zur Bildseite 970 in Nr. 40:

Bern baut um.

Im obersten Bild wird rechts die Bürkibesitzung abgerissen. Im Bordergrund wird das damalige Hotel National errichtet.

Im mittleren Bild sieht man vor allem das ehemalige Café Merz mit seinem Garten. An seiner Stelle steht heute die Spar- und Leikasse.

Das große Bild unten stellt einen Teil des alten Kasino dar und zwar im Moment, als mit dem Abbruch begann. Im Hintergrund sieht man einen Teil des Bundeshauses.